

Auf C. T. A. Hoffmanns Spuren in Bamberg

Von A. Schmitt

Bamberg ist mit C. T. A. Hoffmann, dem großen Romantiker, aufs innigste verknüpft. Der ehemalige Reichskammergerichtsrat hat hier als Kapellmeister, Komponist und Regisseur am Theater gewirkt und darüber hinaus als Schriftsteller, Maler und Musiklehrer seinen Lebensunterhalt verdient. Das Bamberger Stadttheater hat schon einmal seinen einstigen Kapellmeister geehrt, als es im Jahre 1926 zum 150. Geburtstag Hoffmanns dessen romantische, zum Teil in Bamberg entstandene Oper „Aubine“ glanzvoll aufführte. In diesem Jahre kommt im November als Reichsuraufführung und wahrscheinlich auch als Reichsendung des Deutschen Rundfunks die Hoffmann'sche Oper „Aurora“ heraus. Damit wird das Bamberger Stadttheater ein neues Ruhmesblatt in seine, von einer hohen Tradition geadelte Geschichte heften können. Wiedereinmal richten sich die Blicke des musikalischen Deutschland auf die tausendjährige Stadt. Man wird sich in das Werk C. T. A. Hoffmanns liebevoller vertiefen, wenn man im Geiste jene Wege aufsucht, die der absonderliche Musikus vor genau 125 Jahren im alten Bamberg wandelte.

Das Bamberg jener Tage war eine ruhige, friedliche Stadt. Mit dem ewigjungen Antlitz, das die Bamberger Altstadt sich bewahrt hat, schauten einen die Kirchen und Türme, die alten Patrizierhäuser, die engen Gassen mit ihrem Giebel- und Fachwerk an. Wohlhabende Bürger tranken in den zahlreichen, mit kunstfertigen Schälern einladenden Wirtschaftshäusern das gute Bamberger Bier, von dem es in einem aus dem Jahre 1678 stammenden Freislied auf Franzen heißt: „... wenn einer des biers trinken will, der finds zu Bamberg gut und viel ...“ — Auch der Nebstod wurde an den südlichen Hängen der alten Kaiser- und Bischofsstadt gepflanzt und der rötlich schimmernde, angenehme säuerliche Tropfen wurde nicht nur von den Bambergern geschätzt. Rusil, überhaupt Kunst war damals eine feierliche Angelegenheit, der die biederen Bamberger Bürger freilich nicht immer das wünschenswerte Interesse entgegenbrachten. Das Theater stand auf schwachen Füßen als C. T. A. Hoffmann, von Berlin kommend, wo er eine an Entbehrungen und Nöten reiche Zeit durchgemacht hatte, im Herbst des Jahres 1808 seinen Kapellmeisterposten antrat, den er nicht allzu lange behalten sollte.

Es schien Hoffmann von Vorteil, daß er eine Wohnung in der Nähe des Schillerplatzes bekam; denn da er am Theater sehr vielseitig beschäftigt war, erschien seine Anwesenheit in nächster Nähe wünschenswert. Die Behausung, die er bezog, paßte denn auch ganz für seine — wie der meisten Genies — dürftigen Verhältnisse. In einem schmalen, engbrüstigen Häuschen wohnte er im dritten Stockwerk unter dem Giebel, in einem kleinen, notdürftig eingerichteten Zimmer, dem heute noch erhaltenen C. T. A. Hoffmann-Stübchen, das uns die bescheidene Wohnstätte des vielseitigen Künstlers unverfälscht zeigt. Ein runder Tisch, ein paar Stühle, ein Bett und das unentbehrliche Spinett — das war die ganze Einrichtung. Von dem hohen Giebel des ihm liebgewordenen, poesievollen Häuschens konnte

er über das gegenüber liegende Theater und die Dächer der Stadt hinweg hinausschauen in Wald und Flur, in den lieblichen Gottesgarten, in dem Bamberg schon damals eingebettet lag. Dort saß er beim Kerzenschein so manche lange Nacht über einer Komposition, schrieb an einer Erzählung oder warf eine seiner geistreichen, satirischen Zeichnungen aufs Papier. Ranz ehfamer Bürger, der vom verspäteten Abendtrunk aus der „Theaterrose“ über den Schillerplatz ging, mochte sich gestraft haben, was denn der sonderbare Rusifant droben in seinem Dachstübchen in tiefer Nacht noch zu tun hatte. Hoffmann hat die Nachtstunden, die eigentliche Schaffenszeit der meisten Künstler, in Bamberg fleißig ausnützen müssen.

Gegenüber Hoffmanns Poetenstübchen, mit dem Theater zusammengebaut, steht heute noch die „Theaterrose“, deren gemüthliche Räume schon damals von der Bamberger Bürgerschaft geschätzt waren. So falsch es wäre, sich E. L. A. Hoffmann als einen dem Trunk ergebenden, „halb bewunderten, halb bedauerten“ Künstler vorzustellen, so sicher ist auch, daß er so manchen Abend mit seinen Freunden am Stammtisch der „Theaterrose“ populiert hat. Da war es vor allem der dicke Weinhändler Kunz, ein behäbiger, lebensfroher Bürger, der nicht nur dem Theater, sondern auch dem neuen Kapellmeister das regste Interesse entgegenbrachte. Kunz hatte an Hoffmann einen Karren gestossen, er sorgte mit väterlicher Liebe für seinen Schülner, den „ausgehungerten Kapellmeister“, und ließ ihm jeden Tag eine Bittsche Wein aus seinem reich besetzten Keller bringen. Sicher hat Hoffmann in dieser Umgebung glückliche Stunden verlebt, wenn ja auch die Bamberger Jahre des ruhelosen, unstillen Künstlers nicht gerade rosig waren. Heute zielt die „Theaterrose“ ein lauschiger E. L. A. Hoffmann-Winkel, zur Erinnerung an die feuchtfröhlichen, den Freunden durch den allzeit sprühenden Feuergeist zum Erlebnis gewordenen Stunden.

Bamberg, die gemüthliche, ruhige Stadt des beginnenden 19. Jahrhunderts, lag im undurchdringlichen Dunkel eines Oktoberabends. Draußen spielte der Wind sein unheimliches Lied; da saß man um so gemüthlicher in den gemüthlichen Bier- und Weinstuben. Auch in der „Theaterrose“ war der Stammtisch gut besetzt. Aber man vermisse Hoffmann, den teuren Freund und geistvollen Gesellschafter.

„Wird wiedereimnal auf der Burg in seiner stillen Klausel sitzen“, brumnte ein Bierbaß.

„Na, dann kriegen wir ihn vielleicht heute noch zu sehen!“ So der Weinhändler Kunz, der Hoffmann auf der Altenburg ein in die Ringmauer eingebautes Zimmer hatte einrichten lassen.

Während die Freunde über dem dampfenden Bunschnaps saßen, war droben an der Allee, die sich von der Burg stadtwärts zieht, ein seltsames Schauspiel zu sehen. Ein kleiner Mann, mit wehenden Rockschößen und fliegenden Haaren, rannte, die Hand schützend vor eine brennende Kerze haltend, den Weg herab, als ob Furien und Gespenster hinter ihm her wären. Es war niemand anders als E. L. A. Hoffmann. Er hatte in seiner Klausel, während draußen das Käuzlein klagte und der Wind blies, an einer Gespenstergeschichte geschrieben. Dabei war ihm seine stark ausgeprägte Phantasie durchgegangen, er hatte sich so sehr in seine Gespenster-

welt eingelebt, daß seine Figuren lebendig geworden schienen und ihn bedrängten und bedrohten. Da ging er, wie schon so manches Mal, auf und davon, hinunter in die Stadt, zu Menschen . . .

Die Freunde waren verblüfft, als er verstädt und mit verzerrten Zügen in ihr Stammtischidyll hereinstürzte. Kein Wunder, daß sie ihm den Namen „Gespenster-Hoffmann“ gaben, der ihm denn auch geblieben ist.

Wenn Bamberg's Gäste auf der Altenburg Umschau halten, fällt ihnen eine in die dicke Ringmauer eingelassene malerische Klause auf, an der ein Guckloch den Blick ins Innere gestattet: die E. T. A. Hoffmann-Klause, in der der Romantiker namentlich im Sommer und Herbst gerne arbeitete. Die bescheidene, aber idyllische Behausung zeigt sich uns noch in der ursprünglichen Form, höchstens, daß damals der Tisch mit Manuskripten, Kompositionsskizzen und Zeichnungen bedeckt war. Das war für das Genie Hoffmann der rechte Ort, wo sich seine Schaffenskraft entfalten und er seine Phantasie immer wieder antegen konnte. Troben auf der trügigen Altenburg, über der zu Füßen träumenden Stadt, mit dem Blick weit hinaus ins fränkische Land, hat Hoffmann fleißig gearbeitet. Wenn nächstens draußen der Sturm tobte, wenn die Regenschauer an die Wände klatschten und die Windsbraut über die alte Burg herfiel, dann fühlte er sich in dem sicheren Stüblein wohl, dann flog die Feder übers Papier und die Gedanken jagten nur so einander. In Bamberg hat Hoffmann namentlich auch schriftstellerisch stark gearbeitet. Seine verblüffende Vielseitigkeit ist um so beachtlicher, als er nicht nur auf musikalischem, dichterischem und zeichnerischem Gebiet Hervorragendes leistete, sondern auch vor und nach seinem Bamberger Aufenthalt ein gewissenhafter, tüchtiger Beamter war.

Der Uraufführung von E. T. A. Hoffmann's „Aurora“ kommt gerade in Bamberg besonderes Interesse zu. Auf die Bamberger Jahre fällt ein nicht unbeträchtlicher Teil seines künstlerischen Schaffens. Hoffmann, der die Brücke von der literarischen zur musikalischen Romantik schlug, hat die besondere Stellung der Tonkunst zur Romantik als erster scharf umrissen und verständlich gemacht. Wenn er sagte: „Geht denn nicht auch der Geist der Musik durch die ganze Natur? Es ist kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Düste, Strahlen als Töne erscheinen“, so hat er dies auch nachher in der „Undine“ verwirklicht. Wie uns diese Oper, der schon E. M. v. Weber begeisterte Anerkennung zollte, erfreute und beglückte, wird uns auch die „Aurora“ den Künstler Hoffmann wieder ein Stück näherbringen.

Der kleine, magere Mann mit den unheimlichen Finkelaugen, dessen Äußeres ihn sonderbarer erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war, geht, wenn das Stadttheater, seine frühere Wirkungsstätte, im feierlichen Glanz der Uraufführung erstrahlt, im Geiste wieder durch die Straßen und Gassen der alten Stadt, die ihm einst zur „schönsten Stadt seines Lebens“ wurde. Die Gäste, die das musikalisch-kulturelle Ereignis nach Bamberg führen wird, werden sicher nicht veräumen, in einer stillen Stunde dem E. T. A. Hoffmannszimmer am Schillerplatz und der ebenso historischen Klause auf der Altenburg einen Besuch abzustatten.

Aus fränkischem Herzen

Von Peter Schneider.

I.

Liebe Franken!

Es ist erst ein Jahr verstrichen, seit im „Würzburger General-Anzeiger“ der letzte, XV., der „Neuen fränkischen Briefe an alle“ erschien, und schon tritt die Notwendigkeit einer Art Fortsetzung an mich heran. Ich hatte diese Notwendigkeit vorausgesehen; nur hatte ich nicht gedacht, daß sie so schnell an mich herantommen würde. Gleichviel, sie ist da, und ich folge ihrem Rufe; und die Reihe neuester fränkischer Briefe soll in unserer Zeitschrift erscheinen.

Ich muß aber, aus verschiedenen Gründen, erst noch einmal auf die „Neuen Briefe“ zu sprechen kommen; ein Grund ist die Wahrscheinlichkeit, ja wohl die Tatsache, daß nicht alle Bundesfreunde sie gelesen haben. Ich halte es für meine Pflicht, ihnen eine Übersicht über die Zeitgedanken und die Ergebnisse dieser Briefe zu bieten. — Im I. beschäftigte ich mich kurz mit den verschiedenen Gegnern des von uns verfolgten fränkischen Gedankens: Mit den hofflich Gesinnten, denen alles Neue unbehaglich ist, mit den Rixtrauischen, die in unseren Bestrebungen parteipolitische oder bekenntnismäßige Absichten wittern oder die eine Sondertümelei darin sehen; mit jenen, die keine klare stammliche Abkunft haben oder zu haben glauben, endlich mit den „Reinlichen Rögglern und Reibern“. Dann nahm ich mir die Erörterung des Begriffes „Heimat“ vor, und legte im II. Briefe dar, warum wir, in Anerkennung der löblichen, verdienstvollen Arbeit örtlicher Heimatvereine, nach Überwindung eines allzu engen Heimatstunnes streben: Weil unsere liebe fränkische Landschaft die Gefahr mit sich bringt, daß die altfränkische Regsamkeit und Kühnheit von idyllischen Neigungen überdeckt wird. Wir aber sollten „durch bewußtes Aufreißen enger Gesichtsgrenzen, durch Zerbrechen abkapselnder Glaswände einer in uns schlummernden Begabung — schon die alten Römer kannten sie — den Weg zu härtnischer Betätigung öffnen.“ Trozdem braucht der entwurzelte Mensch des 20. Jahrhunderts eine Heimat auch im engeren Sinn des Wortes. Darum stellte ich im III. Briefe fest, daß es eine Heimat gibt, „die noch älter ist als der Grundbesitz, die neben ihm bestand und besteht; diese Heimat ist der Mensch.“ Er ist es vor allem als Familienwesen. Alle gute Absicht des Heimatschutzes verfehlt daher ihren Zweck, wenn er nicht in erster Linie dem Schutz der Familie gilt. „Denn es ist schon so: Wo um einen fränkischen Vater, um eine fränkische Mutter sich fränkische Kinder drängen, da ist Frankenland, es sei unter dem Steinberg in Würzburg am Main, oder — zu Füßen der Anben, in Valparaiso!“ Nun aber galt es zu zeigen, welche Brücke von der richtig verstandenen Heimat zum Vaterland und zum Staat führt; darum legte ich im IV. Briefe dar, daß und warum die deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts nicht alle ihre Bürger zu Deutschen gemacht haben. Woran hat es da gesehlt? Sie haben ihren Bewohnern „den richtigen Weg nicht gezeigt, der von der Heimat zum Vaterland führt. Wir aber wollen ihn finden.“ Und so wies ich im V. Briefe zunächst darauf hin, daß